

Aidas Mitgefühl

Was den Menschen zum Menschen macht, darüber gibt es verschiedene Ansichten: Sein aufrechter Gang, seine lösungsorientierte Intelligenz, seine kindliche Freude am Spiel, seine Sozialität, die Fähigkeit über sich selbst zu reflektieren, zu lachen und noch vieles mehr. Für mich ist es etwas anderes. Es ist seine Fähigkeit zur Barmherzigkeit. Gibt es etwas Edleres, als Menschen, die sich ganz selbstlos für andere Menschen einsetzen, wenn diese in Not sind? Was man dazu braucht, ist Empathie, die Fähigkeit, sich in die Seelenlage seiner Mitmenschen hineinzusetzen und ganz spontan zu handeln, wenn Not am Mann ist. Aida Pangilinan lernte ich vor Jahren auf einer Pilgerreise kennen, sie war ein solcher Mensch. Von ihr möchte ich jetzt berichten.

ES WAR EIN WARMER, SONNIGER TAG IN PORTUGAL, EIN Gründonnerstag, also kurz vor Ostern, und es heizte schon mächtig ein. Es war warm, aber nicht von dieser unerträglichen gewitterschwülen Art, sondern es wehte ein fühlbarer Wind, der uns die trockene Hitze kaum spüren ließ. Wir fuhren in einem klimatisierten Bus von Lissabon nach Santarém, wo wir eine Messe in der Wunderkirche des heiligen Stefan feiern wollten. Meine Pilgergruppe war diesmal eine große. Es waren 51 Pilger, die allesamt aus San Diego gekommen waren, aber man sah ihnen an, daß sie dort nicht geboren waren. Es waren Filipinos, die seit Jahren in den USA lebten. Wenn man einen geübten Blick für Menschen hat, erkennt man sie. Asiatische Züge verbinden sich bei ihnen mit hispanischen. Nach den Chinesen bilden sie die zweitgrößte asiatische Kolonie in den Vereinigten Staaten, doch anders als alle übrigen Asiaten sind Filipinos fromme, praktizierende Katholiken, die ihr Christentum noch sehr ernst nehmen. Die Amerikaner nennen sie einfach „Fil-Ams“.

Schon bei der Busfahrt war sie mir aufgefallen. Während alle anderen still auf ihren Plätzen saßen, um den Jetlag zu verdauen, lief sie ständig hin und her. Auch mir hatte sie sich gleich vorgestellt, sie heiße Aida. Doch bevor ich mich näher mit ihr befassen konnte, war sie schon wieder verschwunden. Sie verteilte unter ihren Landsleuten kleine Leckereien, von denen sie offenbar eine unerschöpfliche Menge mitgebracht haben mußte. Den einen gab sie eine Aspirintablette, anderen etwas zu trinken. Mit ihren Vorräten ging sie ständig vom einen zum andern und bat jeden mit ihrem ansteckenden Lachen, sich doch nach Herzenslust zu bedienen. Dabei machte sie unentwegt Scherze und sorgte damit – auch bei mir – für gute Laune. „Was für eine Frohnatur“, dachte ich. Menschen aus tropischen Ländern neigen häufiger als wir Europäer zu solch kindlich fröhlicher Heiterkeit. Sie strahlte eine so kreatürliche, gewinnende Lebensfreude aus, daß man ihr weder böse sein noch sich ihr entziehen konnte. Aida war klein, um die Hüften herum etwas dicklich. Ihr Alter schätzte ich auf etwa 60 Jahre. Ihre äußere Erscheinung war nicht gerade bemerkenswert. Sie trug schwarz, offenbar war sie verwitwet. Ihr schwarzes Haar, die dunkle Brille und ein gütiger Gesichtsausdruck prägten ihr Gesicht.

Kurz bevor wir Santarém erreichten, übernahm Pfarrer Alvaro das Mikrofon. Er führte die Pilgergruppe als Seelsorger an. Zunächst versuchte er, ihnen Santarém und die portugiesische Sprache näherzubringen. Er selbst, das merkte man sofort, sprach hervorragend spanisch und portugiesisch.

„Santarém ist eine Kleinstadt, die sich jahrhundertlang vom Rio Tejo und dem portugiesischen Nord-Süd-Handel ernährt hat. Heute leben dort kaum mehr als 30.000 Menschen. Weit mehr als eine halbe Million Pilger kommen Jahr für Jahr in dieses Städtchen, das sich so malerisch in das Tal des Rio Tejo einschmiegt ...“ Pfarrer Alvaro merkte aber schnell, daß er mit seiner Einführung kein großes Interesse wecken konnte, und so brach er ab, zumal wir ohnehin eben in die Stadt einbogen.

Als junger Mann hatte er das Priesterseminar in Manila bei den Steyler Missionaren absolviert, eine der größten Ordensgemeinschaften der Katholischen Kirche. Dieser Männerorden war 1875

von Arnold Janssen, einem deutschen Missionar, gegründet worden, der von Papst Johannes Paul II. im Jahre 2003 heiliggesprochen wurde. Die Steyler Missionare, die ihren Namen dem Örtchen Steyl in den Niederlanden verdanken, sind besonders in Südamerika und auf den Philippinen aktiv. Sie alle verbindet die Mission, den Armen der Dritten Welt Trost, Hoffnung und Nächstenliebe im Auftrag und Namen von Jesus Christus zu spenden. Aus dieser Schule also stammte unser Pfarrer und in diesem Geist hatte er ganz offensichtlich seine Gemeinde erzogen.

Wir stiegen aus und alle folgten mir durch die schmale gepflasterte Gasse, die uns zur Wunderkirche des heiligen Stefan führen sollte. Unser Weg war alles andere als weit: kaum 300 Meter. Man geht etwa 200 Meter geradeaus und biegt dann scharf nach rechts ab in eine ganz schmale Gasse, die den schönen Namen Milagre trägt. Nur ein paar Schritte weiter und man steht vor dem Portal der Stefanskirche. Aber so einfach das klingt, ist es gar nicht. 51 Pilger können sich ganz schön weit auseinanderziehen, so daß sich meist eine Schlange von 30 bis 40 Metern Länge ergibt. Ich ging schon betont langsam, um jedem die Möglichkeit zu geben, mitzukommen. Wenn man das nicht schon mehrfach erlebt hat, glaubt man es nicht, wie langsam man gehen muß, um die letzten nicht zu verlieren. Um auf jeden Fall auszuschließen, jemanden zu verlieren, hatte ich John, den Chef unseres amerikanischen Reisebüros, der mitgereist war, gebeten, das Ende der Schlange im Auge zu behalten.

Als wir angekommen waren, zog es mich direkt in die Sakristei. Pfarrer Alvaro, den ich am Ärmel mitgezogen und der Sakristanin vorgestellt hatte, legte hier sein Meßgewand für den Gottesdienst an. Während der Altar für das Meßopfer vorbereitet wurde, sah ich John bereits mit dem Rest der Gruppe durch das Mittelschiff laufen. Ich nickte ihm zustimmend zu. Die Messe konnte beginnen.

Wir waren sehr dankbar dafür, daß wir hier eine Messe zelebrieren durften. Als erstes trat Marianita Alvaro, die Cousine unseres Pfarrers, nach vorn vor die Gemeinde, für die Lesung. Alle lauschten gespannt auf die Worte der pensionierten Biologieprofessorin, die für die „Lesung aus dem 1. Brief des heiligen Apostels Paulus an die Korinther“ (11,23–26) an das Pult vor dem Altar getreten

war. Danach trat Pfarrer Alvaro an diesen Ambo und las aus dem Evangelium von Johannes (13,1–15):

„Es war vor dem Paschafest. Jesus wußte, daß seine Stunde gekommen war, um aus dieser Welt zum Vater hinüberzugehen. Da er die Seinen, die in der Welt waren, liebte, erwies er ihnen seine Liebe bis zur Vollendung. Es fand ein Mahl statt, und der Teufel hatte Judas, dem Sohn des Simon Iskariot, schon ins Herz gegeben, ihn zu verraten und auszuliefern. Jesus, der wußte, daß ihm der Vater alles in die Hand gegeben hatte und daß er von Gott gekommen war und zu Gott zurückkehrte, stand vom Mahl auf, legte sein Gewand ab und umgürtete sich mit einem Leinentuch ...“

Für die Predigt hatte Pfarrer Alvaro ganz bewußt das Thema von Fleisch und Blut Christi ausgewählt, um auf die Geschichte der eucharistischen Wunder zu sprechen zu kommen, vor allem auf das Eucharistiewunder von Santarém, das da vor uns auf dem Hochaltar in einem Glasvitrine seit dem Jahre 1247 ruhte (seine Geschichte erzähle ich in „Verschlungene Wege“, S. 29–30).

Nach dem Meßopfer gingen wir alle nach vorn zum Altar, um die Kommunion zu empfangen. Das dauerte ein Weilchen. Anschließend führte ich meine kleine Herde um den Altar herum, um das eucharistische Wunder von Santarém aus der Nähe betrachten zu können. Auch das dauerte heute ungewöhnlich lange. Einige der Teilnehmer gingen währenddessen auf die Toilette, andere konzentrierten sich bereits auf das Einkaufen religiöser Andenken.

Schon während der Kommunion hatte ich so für mich gezählt, ob auch alle 51 Teilnehmer anwesend waren, war aber mehrfach nur auf die Zahl 50 gekommen, was mich aber noch nicht sonderlich aufregte. Manchmal hat sich jemand hinter einer Säule versteckt oder wird von einem breiten Rücken eines anderen verdeckt. Doch als wir zum Bus gehen wollten und feststellten, daß tatsächlich jemand fehlte, kam Unruhe auf. Jeder suchte seinen Nachbarn und schnell war klar, wer fehlte: Aida Pangilinan. „Natürlich, das mußte ja so kommen! Aber wo konnte sie geblieben sein? Diese Kirche konnte man doch überhaupt nicht verfehlen“, waren spontan meine Gedanken. John erzählte mir, daß er schon während der Messe gemerkt hatte, daß sie fehlte, und so war er